Coups war, nicht minder, und so sahen wir da und sahen die Gans an, die auf dem Polster hockte und uns ihrerseits anglotzte."

„Was, sie war lebendig?" rief der Stammtisch unisono.

„Natürlich war sie lebendig, schnatterte erbärmlich und flog gegen die Decke. Mein Nachbar war sehr indigniert, als er erkannte, daß die Gans mir irgendwie zugehörte, und verbat sich die Belästigung. Ich hatte meine liebe Not mit dem Vogel und mußte ihn wohl oder übel festhalten. Auf der nächsten Station, wo wir längeren Aufenthalt hatten und der Reisegefährte sich sehr laut und ärgerlich über einen solchen Gesellschafter beschwerte, stieg ich aus und stand nun auf dem Perron mit der Gans im Arm, die ich am Flügelschlagen verhindern mußte, die aber schnatterte und nach mir schnappte. Um mich herum gruppierte sich die ganze Reisegesellschaft, die lachte und mich hänselte. Der Stationsvorsteher wurde gerufen; dem erzählte ich die Geschichte und beschwor ihn, die Gans in Gewahrsam zu nehmen, weil ich doch nicht mit ihr nach Hause reisen könnte. Der Stationsvorsteher aber wollte davon nichts wissen und meinte, das könnte noch allerhand Unannehmlichkeiten geben. Natürlich wollte von den Mitreisenden auch keiner meine Gans. Schließlich, der Zug war längst fortgefahren, erbarmte sich ein bieder aussehender Herr, der sich nachher als der Bezirksarzt des Städtchens entpuppte, des unglücklichen Vogels und sagte, seine Kegelgesellschaft habe am Abend ein Preiskegeln, und da wollte sie die Gans als Preis übernehmen; aber ohne Gegenleistung ginge das doch nicht, und darum sollte ich, da es ohnehin für heute der letzte Zug gewesen sei, zur Nacht in dem Ort bleiben und der Gast der Kegelgesellschaft sein; sie werde die Gans dann ausstechen. Ich entschloß mich, zu bleiben, und das war so weit ganz nett. Die Herren, rechte Schweizer Biederleute, amüsierten sich sehr über mein Abenteuer und stellten allerhand Vermutungen wegen der Gans auf.

Das Preiskegeln begann, und ich saß ihm mit Interesse zu. Meine Gans war in ein Ställchen gesperrt, eine von den anwesenden jungen Damen hatte ihr ein rosa Bändchen um den Hals gebunden, obgleich das Tier bei näherer Besichtigung ein ziemlich ruppiges und minderwertiges Exemplar seiner Gattung war. Es wurden zuerst allerhand hübsche Sachen ausgekegelt. Dann kam meine Gans an die Reihe. Der Bezirksarzt betonte in seiner solennen Rede, daß durch die Liebenswürdigkeit des anwesenden Gastes dieser großartige Preis noch gesüßtet worden sei; dann ließ er mich hochleben und wir stießen an. Dann kam das hübscheste der jungen Mädchen mit einer Kugel zu mir und man sagte, ich müsse ebenfalls drei Würfe tun. Obgleich ich in meinem Leben kein Dutzend Mal eine Kugel in der Hand gehabt habe, wollte ich den Spaß doch nicht stören, stelle mich in Position und schiebe. Auf einmal gibt es ein gewaltiges Hallo- und Hurrageschrei — ich habe alle Neune geschoben! Ich stand ganz verdutzt, aber schon hatte ich die zweite Kugel in der Hand, schiebe wieder und wieder fallen alle Neune! Das gab einen gewaltigen Lärm, und Sie mögen es glauben oder nicht: ich habe in drei Würfen dreimal alle Neune geschoben. Alles schrie und lachte; das schöne Fräulein nahm die Gans aus dem Ställchen und führte sie am rosa Bändchen, und sie watschelte auf mich zu und schnatterte mich begrüßend an. Somit gehörte mir die Gans wieder erb- und eigentümlich. Was sollte ich machen? Auf meinen Vorschlag, sie noch einmal auszukegeln, wollte niemand eingehen. „Nein", hieß es, „die Gans wäre mir von der Vorsehung zugedacht, und so müsse ich sie behalten." Es blieb mir nichts anderes übrig. Ich ließ die Gans in einen Kasten sperren und nach Hause schicken. Meine Frau mag nicht schlecht gequckt haben, als plötzlich das lebendige Frachtstück aus der Schweiz ankam. Ich mochte ihr übrigens die Sache so offen und ehrlich erzählen, wie ich wollte, als sie gehört, daß ein weibliches Wesen dabei im Spiele war, wollte meine Frau nicht glauben, daß die Sache so harmlos gewesen. Das schlimmste war noch, daß die Gans uralt gewesen sein muß, denn so gut wir sie auch gefüttert und gemästet hatten, und so viel Mühe sich meine Frau auch beim Braten gegeben: die Gans war zäh und hart, wie eine Stiefelsohle und gab nicht einmal Schmalz.

Das ist mein Reiseabenteuer, und ich habe nichts davon, als daß meine Frau, wenn sie wieder einmal einen falschen Verdacht in Bezug auf mich hegt, immer zum Schluß sagt: „Nächstens wird wohl wieder eine Gans ankommen."

## Knackmandeln.

**Auflösung des Rätsels aus Nr. 41:**

**„Vera, Oberon."**

Richtige Lösungen gingen ein 132. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 132. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Elsa Hauch, E. Barthel, Frau Thieme, F. Grosch, Marie Herrmann, Lore Lehmann, Frau Schöppe, Else Lissel, Meta Kallenberg, Artur Hartnuß, L. Straitz, Ili Hoffmann, M. Oelschig, Paul Neubaur, Fritz Rausch, Frau Anna Wieback, Frida Köhler, Charlotte Merz, M. Hengelhaupt, Erich Altmann, Kränzchen Kleeblatt, Ilse Altmann, Frau Luise Raue, Marie Biesecker, Helene Gladitz, Anna Reuter, Margarete Tömel, Käte Stamm, Paul Marx, Marie Raue, Elsa Mast, Frida Gebhardt, Frida Rickmann, Wilhelm Schulze, Helene Jaenicke, Moritz Zeschmar, G. Ochse, Gelchn. Henseling, Fritz Ströbter jun., B. Schmerbach, Marie Brennecke, Lea Gromelski, Oskar Hanke, K. Petersen, Rosa Uteicher, Fr. Quilland, Erich Kaempfe, A. Schellenberg, Margarete Kaempfe, Gustav Burdrauer, Kurt Thiele, Artur Braune, Georg Ebert, Frau Lydia Stürtzich, Kurt Diewitz, Leni Himburg, Richard Schütze, Marie Praetorius, Paul Hüllemann, Gertrud Böge, Karl Hildebrandt, Frau Wipplinger, Frau Hedwig Krämer, Elly Schraplau, Frau Hagemann, Trudchen Kötzler, Margarete Hoffmann, Olga Biesecker, Frau Auguste Kuhndt, Fr. Kersten, Karl Reimann, Geschw. Sielaff, Karl Döling, A. Möbus, Käte Breitter, Frau Josephine Junger, Else Lischer, Wilh. Schrader, Frau W. Löther, M. Reilick, Fr. Golze, J. Donath, Eugen Trappiel, Else Koch, Elly und Dorchen Schulze, Frau Dr. E. Kleemann, Karl Bardenwerper, K. Schauer, W. Brandt, Frau Strätz, Fritz Weinhold, Gg. Schlereth, E. Kramer, Alfred Lezius, P. Fratscher, Max Groß, Louis Stück, Otto Wiechmann, K. Brunner, Hermann Zöllner, Frau Wilhelmine Hoffmann, Friedrich Gäbler, Paul Probst, Woldemar Schmidt, K. M. Güngerodt, E. Wilke, Wilhelm Lampe;

von auswärts von: Bernh. Keilhaupt, Hedemünden, Margarete und Otto Linde, Körnitz bei Quellendorf, Anna Brandt, Merseburg, M. Bracker, Gröbers, Oskar Diettrich, Wernigerode, Elisabeth Weise, Holleben, Luise Räck, Dölsdorf bei Quetz, Rosa König, Semnewitz, Else Stoye, Teutschenthal, G. Richter, Besenlaublingen, Ottilie Kohl, Kitzingen a. M., Ella Rosenbaum, Halensee bei Berlin, Fr. Grosse, Klostermansfeld, Frau Emma Krug, Helbra, M. Zeuker, Merseburg, Willi Spangenberg, Gruthwerk, Hedwig Leuchte, Mansfeld, Rob. Semmler, Oberburg a. M., A. Beydatsch, Lauchstädt, Wilhelm Naumann, Essen-Ruhr, Rottig, Merseburg, Louise Schaaf, Merkewitz, Karl Gramm, Nauendorf, J. Benndorf, Ammendorf, Wilhelm Klühsendorf, Ammendorf.

**Prämie: Das Geheimnis der alten Mamsell, von E. Marlitt, eleg. geb.**

entfiel auf **Fr. Kersten**, hier.

### Rätsel.

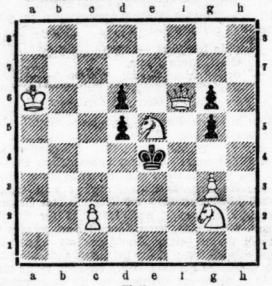
Ich sage Dir nicht, was ich Dir sage,
Sondern was ich Dir sage, sage ich Dir,
Damit Du mir sagst, was ich Dir sage.

**Prämie: Jeremias Gotthelf, Ausgewählte Werke, 2 Bände, eleg. geb.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

### Schachaufgabe.

Dreizüger von W. Henneberger, Basel.



Weiß. (6+5)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 40.

Dreizüger von Karl Kondelik in Prag.

W. Kb1, Dh8, La5, b5, Se7, g5, Bf3, 6.
Schw. Ka5, Tg7, Le1, Sb2, e8, Bb7, e3, 7.

| | |
|---|---|
| 1. Dh8—h4 | Lh4: |
| 2. Se4 + | |
| 1. . . . . | e5 |
| 2. Dd4 + | |
| 1. . . . . | La5: |
| 2. Se6 + | |
| 1. . . . . | Tg5: |
| 2. Dg5: + | |
| 1. . . . . | e6 |
| 2. Se6: + | |
| 1. . . . . | Sb6 |
| 2. Se6 + | |
| 1. . . . . | ef |
| 2. Se4 + | |
| 1. . . . . | Sd3 |
| De4 + | |

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 42 Halle a. S., den 20. Oktober. 1907

## Abend.

Müd' legt der Tag sich schlafen,
Die Nacht singt ihn zur Ruh'.
Wir lehnen stumm am Fenster
Und hören dem Singen zu — —

Und lauschen den stillen Märchen,
Die uns der Wind erzählt —
Und lassen die Träume schweifen
Weit übers dunkelnde Feld. — —

Karl Kraze.

## Das Inserat.

Ein Bildchen nach dem Leben von Emil Peschkau.

(Nachdruck verboten.)

Die Baronin empfängt heute nicht, sie ist ermüdet. Wenn man bedenkt, daß sie in der vergangenen Woche einen Maskenball, einen Wohltätigkeitsball — wobei sie als Patronesse fungierte — zwei Soireen, eine Opernpremiere, eine Matinee, eine Schwurgerichtsverhandlung und einen Schlittenkorso zu erledigen hatte, so wird man sie entschuldigen. Auch die stärksten Nerven — und die Baronin behauptet, schwache zu haben — müssen nach solchen Anstrengungen das Bedürfnis nach Ruhe empfinden. Die Baronin bedarf also der Erholung, und deshalb kehren die Besucher, die sich in der Empfangsstunde — vier bis sechs Uhr nachmittags — heute melden, wieder um, während die Hausfrau auf der Chaiselongue ihres Boudoirs ruht, und es versucht, sich zu langweilen.

Um fünf Uhr serviert die Zofe den Tee, und bald danach sagt der Baron seiner Gemalin Adieu. Er fragt nicht einmal, ob er ihr Gesellschaft leisten soll, und lächelt über die Mahnung, sich doch auch einmal Ruhe zu gönnen. „Du spielst zu viel," sagt sie mit einem forschenden Blick. Der Baron lächelt wieder, aber anders als früher. Der Baronin scheint, als ob das kein aufrichtiges Lächeln wäre, und es fällt ihr ein, daß ihr Gemahl seit einiger Zeit sehr zerstreut ist. Sollte er am Ende garnicht spielen und der Klub nur ein Vorwand sein? Nein, nein, nein — das war ein häßlicher Verdacht, zu dem sie keinen Grund hat. „Du spielst wirklich zu viel, Georg." Und dabei reicht sie ihm die Hand, die er küßt. Dann faßt er sie am Kinn, küßt sie auf die Stirn und sagt in einem merkwürdig väterlichen Ton: „Märrchen, das verstehst Du nicht. Wenn wir Männer müde sind, erholen wir uns im Klub. Adieu!"

Die Baronin sinkt wieder auf die Chaiselongue zurück und blickt nachdenklich auf das Oelbild, das dort, zwischen den riesigen Makartbuketten, auf einer Staffelei steht. Das Bild zeigt einen reizenden Mädchenkopf mit schwarzen Augen, blühenden Wangen und kirschroten Lippen. Die Baronin seufzt und denkt, daß jetzt nur mehr die schwarzen Augen echt sind. Sie sieht auf — eine Wolke von Duft zerstäubt in dem Gemach — und tritt vor den Spiegel. Nun, sie ist immer noch schön — namentlich ein tiefes Rot mit Spitzen kleidet sie gut. Aber die Männer — sie verändern sich noch ganz anders als das Gesicht einer hübschen Frau! Vor zehn Jahren hätte er sie nicht auf die Stirn geküßt! Weg mit den trüben Gedanken! Sie klingelt und befiehlt der eintretenden Zofe, die Zeitungen aus dem „Arbeitszimmer" ihres Gemahls zu bringen. Dann setzt sie sich in einen Fauteuil, die Zofe schiebt den Plüschschemel zurecht, stellt ein Ebenholztischchen mit Elfenbeineinlagen daneben und setzt eine Lampe darauf. Das rosige Licht — die Baronin liebt rosenfarbene Lampenschirme aus Rücksicht auf ihren Teint — fällt auf die Zeitungsblätter und ladet zum Lesen ein. Wie gemütlich kann jo eine einsam verbrachte Empfangsstunde sein! Jetzt nur auch eine hübsche Mordgeschichte — aber ach! Es passiert jo wenig, und auch heute vermag keine der Lokalnotizen ihr Interesse zu erregen. Sie durchblickt die Annoncen und legt das Blatt weg. Eine illustrierte Zeitung — ein Modebild. „Ach, diese Modebilder! Alle Frauen darauf sind jung und hübsch!" — Wieder ein Tageblatt, nichts als Politik und kein Mord, keine Entführung, keine Liebestragödie. Eine Desraudation, aber dafür vermag sie sich nicht zu erwärmen. Und das Feuilleton — halt, heute scheint es der Mühe wert zu sein, einen Blick darauf zu werfen. Was für eine gräßliche Geschichte — ah, diese Männer, diese Elenden! Aber, oh weh, — jo zum Narren gehalten zu werden! Jetzt kommt ein erklärender Nachsatz — das alles war nur die Inhaltsangabe des neuen Stückes von Dumas, und eine Geschichte, die nicht wahr ist, wie kann man dafür Interesse empfinden? Die Baronin entlehnt sogar nur solche Romane aus der Leihbibliothek, deren Verfasser versichern, sie erzählen wahre Geschichten. Und nun hat sie sich erregt und hätte bald Tränen vergossen über die arme Denise! Solche Mystifikationen sollten nicht erlaubt sein, sonst wird man bald nur mehr den Inseratenteil der Zeitungen mit Vertrauen lesen können. Die Baronin schwärmt überhaupt für die Inserate, namentlich für die kleinen auf der letzten Seite, für die Heiratsanträge, Liebeskorrespondenzen, Verlobungsanzeigen, und dergl. Aber was ist das? Sie zieht die Füße von dem Schemel zurück und fährt jo rasch empor, daß das Ebenholztischchen bedenklich ins Wanken gerät. In der Ecke rechts unten — dort, wo immer die pikantesten Annoncen stehen, — da — es ist unglaublich — da fehlt ein Inserat. Es ist mit der Schere herausgeschnitten, auch nicht ein Stückchen ist zurückgeblieben, das über den Inhalt Aufschluß geben könnte. Das Blatt zittert in den Händen der Baronin, und ihre heftigen Atemzüge verraten vollends die Aufregung, in der sie sich befindet. Was steht denn darüber? — „Tausend Grüße an meinen süßen Engel. Alles geht gut. Karl der Große." Und darunter? — „Der Kavalier oder: Wie man sein Glück bei Damen macht. 47. Auflage. Preis 1 Mark. Robertsche Buchhandlung." . . . . Und da soll man erraten . . . Schändlich! . . . Sie steht auf und geht erregt in dem Zimmer hin und her. Dann bleibt sie vor dem Bilde stehen, stampft mit dem Fuße und lächelt bitter. Sie nimmt den Fächer, setzt sich neben den Kamin und fächelt sich Luft zu. Nein, nein, nein — es wäre zu arg! Sie erhebt sich wieder und klingelt.

„Hast Du die Zeitungen aus dem Zimmer meines Mannes geholt?"

„Jawohl, Frau Baronin."

„Du hast nicht hineingesehen — hast nichts damit gemacht?"

„Nein."

Ein scharfer Blick überzeugt sie, daß das Mädchen die Wahrheit spricht. „Du kannst gehen." Sie tritt ans Fenster und schaut einen Augenblick lang den draußen wirbelnden Flocken zu. Dann klingelt sie wieder.

„Johann soll in die Expedition gehen und die heutige Zeitung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19071020061/fragment/page=0001

holen. Aber schnell!" — „Verzeihung, Frau Baronin, sie liegt bei den Blättern." — „Zu', was man Dir befiehlt. Schnell!"

Sie wirft sich auf die Chaiselongue und zerrt so lange an ihrem Batisttüchelchen, bis ein Riß sie wieder zur Besinnung bringt. Dann springt sie auf, sieht nach dem Fenster und sagt: „Ich werde nach dem Klub fahren. Ich werde mich überzeugen . . . Aber nein, nein, nein. Welcher Eklat! . . ." Es klopft. „Ah, das Blatt." Die Zofe tritt mit leeren Händen ein. „Es ist kein Exemplar mehr zu haben."

„Warum drucken sie nicht mehr! Johann soll . . . ha, das ist ein Einfall! . . . Er soll in den Klub, dort sind ja alle Zeitungen, mein Mann soll ihm das Blatt geben. Und wenn er fragt — unser Exemplar ist zerrissen worden."

Die Zofe knickt und verläßt den Raum. Die Baronin aber ballt das Händchen und sagt höhnisch: „Jetzt werde ich erfahren, ob er dort ist, und niemand kann Verdacht schöpfen."

Johann kommt zurück. Die Baronin stürzt ihm entgegen.

„Mein Mann ist im Klub?" — „Ja." — Sie atmet erleichtert auf, eine schwere Last ist von ihr genommen. „Hier ist das Blatt." — Johann geht, und sie öffnet die Zeitung so hastig, daß sie zwei Stücke in der Hand behält. Dann wird es ihr schwarz vor den Augen, und sie faßt nach der Portiere, um sich daran zu halten. Und dann sinkt sie auf einen Stuhl und bricht in Tränen aus.

Auch in diesem Blatt steht das Inserat nicht, genau so sauber ist es herausgeschnitten wie in ihrer Zeitung. Nun kann sie nicht mehr zweifeln — nun ist es gewiß, daß sie betrogen wird. Die Baronin weint und denkt an die ersten Jahre ihrer Ehe. Da war sie nie allein wie jetzt. Und sie waren öfter zu Hause als jetzt, ganz allein zu Hause, sie saß hier im Fauteuil und er auf dem Tabouett zu ihren Füßen. Und wenn das Gespräch stockte, dann schlang er die Arme um sie und küßte sie — nicht auf die Stirn, nein, nicht auf die Stirn! was waren das für herrliche Abende! Aber sie wurden spärlicher und spärlicher, seine Zärtlichkeit nahm ab, er las oder trieb andere Dinge, und sie — nun sie fand Gefallen daran, sich in Gesellschaft zu zeigen, sich zu amüsieren, sich bewundern zu lassen. Und doch hatte sie nie geglaubt, daß sie so unglücklich werden könnte. Erst seit acht Tagen etwa war Georg so einsilbig, so verdrießlich. Nicht einmal von seinem Morgenritt kehrte er freundlich zurück. Das Haus war ihm offenbar zur Qual geworden, und in dem Augenblick, wo er ihr die Hand küßte, dachte er wohl an die Lippen einer anderen.

Und sie — was sollte sie tun? Scheidung — wie es sie tröstete bei dem Gedanken! Das sollte das Ende des schönen Liebestraumes sein? Aber vielleicht war es noch nicht so schlimm, vielleicht war er noch zu retten. Wenn sie nur dieses abscheuliche Inserat erlangen könnte! Sie trocknet ihre Augen, sieht auf, riecht an einem Flakon, das auf dem Kaminsims steht, und klingelt dann.

„Weißt Du in unserer Nähe nicht jemand, der das K.-Blatt hält?"

Die Zofe schüttelt den Kopf. Dann aber besinnt sie sich und sagt: „Doch — ich weiß. In der Blumenhandlung nebenan habe ich das Blatt schon gesehen." — „Dann lauf schnell und bringe es."

Sie tritt in den Salon, um besser auf die Straße sehen zu können, und richtig, dort durch den Schnee springt das Mädchen mit dem Blatte in der Hand. Wie die Schläfe pochen, wie das Herz schlägt; sie reißt die Tür auf, und im Korridor tritt ihr das Mädchen entgegen.

„Jetzt hab' ich sogar zwei Blätter. Eins aus der Blumenhandlung und eins vom Milchkutscher. Haben Frau Baronin jetzt genug?"

Die Baronin antwortet nicht und schlüpft rasch in das Boudoir. Sie öffnet das erste Blatt — auch da fehlt die Annonce. Sie öffnet das zweite — und auch da fehlt sie.

Die Blätter entsinken ihrer Hand, und ihre Augen blicken starr, als ob sie Gespenster sähen. Was hat das zu bedeuten? Ihr Mann konnte doch nicht mit seinem Namen — nein, nein, das war etwas Schlimmeres, das war ein Angriff, den man ihr verbergen wollte. Es war etwas vorgegangen, wovon sie nichts wußte; das war der Grund der Zerstreutheit, der Verdrießlichkeit des Barons. Aber, was war geschehen? Hatte er sich hinreißen lassen, jemand zu beleidigen! Hatte er vielleicht — ein tollkühner Reiter war er ja — Unglück gehabt, einen armen Teufel niedergeritten? Oder hatte ihm einer seiner Feinde etwas angetan? Oder gar eine ihrer Feindinnen? Das war schon oft vorgekommen, daß man durch Inserate in geschickter Weise empörende Verleumdungen verbreitete. „O, mein armer Kopf!" seufzte sie und preßte die heiße Stirn an die kalte Fensterscheibe. „Und wie soll ich das erfahren?" Sie klingelt.

„Meinen Radmantel und meine Pelzmütze." — „Befehlen Frau Baronin den Wagen?" — „Nein."

Die Zofe sieht sie verwundert an und geht dann, die Kleidungsstücke zu holen. Eine Minute später steht die Baronin vor dem nächsten Kaffeehause. Sie winkt einen Dienstmann und trägt ihm auf, die Zeitung zu erwerben, was sie auch koste. Aber er kommt mit leeren Händen — das Blatt kann nicht abgegeben werden. Sollte sie selbst in das Kaffeehaus — nein, das ging nicht. Sie mußte ihr Glück mit einem andern versuchen. Sie nimmt den Dienstmann mit, und diesmal kehrt er mit dem Blatt zurück. Fiebernd vor Aufregung tritt sie unter den Torweg und schlägt die Zeitung auseinander. Auch hier fehlt das Inserat.

Erst fährt sie sich mit der Hand über die Augen, dann betastet sie das Blatt, um sich zu überzeugen, daß dies alles nicht etwa ein Gaukelspiel ihrer erhitzten Phantasie sei. Aber sie täuschte sich nicht — das Inserat fehlt. Es konnte sich also weder um ihre Person, noch um ihren Gatten handeln. Was war es aber dann, was den Baron und ein anderes Klubmitglied ebenso sehr interessierte als die Kaffeehausgäste, den Blumenhändler und den Milchkutscher?

Und wenn das Inserat harmlos war, dann hätte der Baron auch keine Ursache, es zu verbergen; dann mußte es in seinem Zimmer, auf seinem Tisch oder gar in seinem Papierkorb zu finden sein.

Sie eilt nach Hause, wirft den Mantel ab und stürzt in das Zimmer ihres Gatten. Sie sieht unter alle Briefbeschwerer, unter alle Nippsachen, durchstöbert die Schubladen, den Papierkorb — umsonst, der Zeitungsausschnitt ist nicht zu finden.

Also war er nicht harmlos? Was für ein Geheimnis mochte da verborgen sein? Sie quält ihr Gehirn vergebens, das Rätsel zu lösen, und als der Baron endlich nach Hause kommt, ist sie nahe daran, sich das Spiel zu verderben und ihm eine Szene zu machen. Aber sie faßt sich rechtzeitig — er soll ihr nicht entkommen. Wenn das Inserat nirgends zu entdecken, so mußte es in seiner Brieftasche sein, und dort wollte sie es schon finden.

Es ist Nacht, und alles schläft, da tastet sich eine in ein weißes Nachtkleid gehüllte Gestalt durch die dunklen Zimmer. Manchmal bleibt sie stehen und horcht, und wenn eine Tür unter ihrer Hand ein wenig knarrt, dann fährt sie erschreckt zusammen wie ein Dieb, der den Verfolger hinter sich hört. Endlich ist sie an ihrem Ziel, und jetzt macht die Baronin Licht und atmet erleichtert auf. Dort, mitten auf dem Schreibtisch, liegt die Brieftasche. Sie liegt da, als ob sie kein Geheimnis zu verbergen hätte. Wie unklug sind die Männer! Sie vergessen bei ihren Schleichwegen doch immer etwas, was sie verrät. Und nun hält sie die kostbare Mappe in Händen, ihre Augen blitzen auf, die Finger gleiten hastig durch die Briefe und Karten. Ein Freudenschrei — da ist das Blättchen! Und jetzt liest sie, und dabei zittern ihre Hände immer heftiger, und die Tränen dringen in ihre Augen. Dann aber lacht sie auf und fliegt durch die Zimmer — an das Bett ihres Gatten. Er schläft so friedlich, wie nur ein Schuldloser schlafen kann. Sie will ihn nicht wecken — aber morgen — da soll er ihren Schmuck haben — und die Equipage soll abgeschafft werden — und alles soll wieder sein wie einst. Das Inserat aber wird sie zur Erinnerung an den entsetzlichen Abend in ihrem Medaillon tragen. Dieses Inserat, das ihr so viel Herzklopfen verursacht und ihr so viel Tränen gekostet hat!

Sie hält das Blättchen empor, blickt es an und lächelt. Und dann tritt sie damit ans Licht und liest noch einmal die geheimnisvollen Zeilen: Gegen Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken unter P. G. postlagernd erhält man die wichtige Broschüre: „Die Kunst reich zu werden."

---

## Des deutschen Waldes Geister.

Von M. Relbin.

(Nachdruck verboten.)

„Ich grüße dich mit deinem Schweigen,
Du tiefe Waldeseinsamkeit!
Nur leise flüstert's in den Zweigen,
Wie Geisteshauch, vom Bann befreit."

Palmenhaine und Zypressenwälder des Südens, Rosengärten des Orients, Orangenwälder und hochemporstrebende Dattelpalmen reißen gewiß zur Bewunderung hin. Aber mit der Bewunderung ist es auch abgetan! Stolz sind sie und prächtig üppig die Vegetation, glühend in Farben, Blumen und Früchte, aber ein weihevolles Gefühl des Geborgenseins, ein Schauer altehrwürdigen Märchenzaubers überkommt uns doch mehr im schlichten deutschen Walde, besonders im Laubwald oder einem, in dem sich Laub- und Nadelholz mischen. Im deutschen Walde wuchs der Stamm des germanischen Volkes empor, der deutsche Wald bot, was die Menschen der fernen Urzeit für Kleidung und Nahrung brauchten, Jagd war ihre erste Beschäftigung, die bis heute eine Lust und Erholung



für den deutschen Mann geblieben ist. Im Walde wähnten sie den Sitz ihrer gütig waltenden Götter, und deshalb verlegten sie ihre Gottesdienste nicht nur in den Wald oder in einen Hain im Walde, den sie mit Dornengebüsch umfriedeten, sondern der ganze Wald, jeder Baum war ihnen heilig. Im Walde flüsterten und raunten die Götter und Halbgötter (Alfen) miteinander, durch den Wald zog mit lautem Hundegebell Wodans wilde Jagd, durch den Wald schritt sogar die freundliche Göttin Freya mit Kunkel und Spindel.

Die Götter sanken dahin, die heiligen Haine verdorben, Kirchen und Kapellen wurden dem Gottesdienst geweiht, aber die Erinnerung an die Heiligkeit des Waldes blieb erhalten. Aus den Göttern und Göttinnen, deren Wohnung man sich im Walde gedacht hatte, wurden die Waldgeister, die heute noch im Glauben des Volkes den Wald beleben, die, wie z. B. Rübezahl, oft an eine besondere Gegend gebunden sind, von denen Märchen und Sagen künden bis auf den heutigen Tag. Die geisterhaften Waldleute, die sich durch ganz Europa verbreitet finden, wo es Waldwuchs gibt, die in Dänemark und Schweden nicht fremd sind, sind alle untereinander verwandt, wenn sie auch verschiedene Bezeichnungen haben und in verschiedener Art und Weise auftreten oder sich vereinzelten Menschen gegenüber zeigen, ihnen in Gefahr und Not beistehen, sie beschenken oder sie necken, je nachdem die Menschen mit ihnen umgehen. Man kennt „Holzleute" und „Moosleute" in Mitteldeutschland und Bayern, „wilde Leute" in Hessen, „Waldmänner und Waldfrauen" in Böhmen, in Tyrol die „Rangen" oder „seligen Fräuleins", in Dänemark die „Elletoiner", in Schweden die „Skogsnufvar". — Im allgemeinen aber, und das ist das Charakteristische für den Glauben an die Waldgeister, sind sie in den weitaus meisten Fällen weiblich gedacht. Dazu gehören auch die im Harz bekannten „Moosweiblein", „Holzweiber" oder „Lohjungfern". In manchen Gegenden hat man sogar, analog den Fortschritten aller Kultur aus den Holzweibern und Holzjungfern die „Holzfräuleins" entstehen lassen. Man kennt in der Gegend an der Saale auch wohl als Oberhaupt dieser Waldfrauen eine Buschgroßmutter oder ein Buschweibchen und sagt öfter, wenn es wie Rauch oder Nebel über den Bäumen aufsteigt: „Buschweibchen kocht".

Entgegen anderen Feen oder Elfen, die in lichten, blumigen Gewändern, oft mit kleinen goldenen Flügeln und mit Lilienstengeln in der Hand besonders schön und anmutig erscheinen, sind die Holzfräuleins oder Mooswelber nicht schön. Sie haben einen behaarten Körper, sind ganz und gar mit grünem Moos bewachsen, wie alte Baumstämme und müssen auf lichtes Gewand und Flügel verzichten. Damit würden sie ja an den Bäumen und Sträuchern hängen bleiben. Ihr Leben leben sie auch nicht für sich, sondern es ist abhängig von den Waldbäumen. Wenn ein Mensch einen jungen Waldbaum so umbredt, daß Rinde und Bast abspringt, muß eins der Waldkindchen sterben. Deshalb pflegen sie, wie die Sage berichtet, selbst den Menschen Verhaltungsmaßregeln zu geben, die sie davor bewahren und raunen ihnen zu:

„Pip kein Brot —
Schäl' keinen Baum,
Erzähl' keinen Traum,
Back' keinen Kümmel in Dein Brot —
So hilft Dir Gott aus aller Not."

Alles was sie in diesem Vers erbitten, ist von Vorteil für sie, dafür versprechen sie den Menschen, daß es ihnen gut gehen soll. Wir haben hier nur wieder den Beweis des uralten Aberglaubens, der einzig von Egoismus diktiert wurde und dafür anderen einen Vorteil versprach. Die Waldleute sind nämlich, wenn auch sehr bescheiden in ihren Ansprüchen an Kleidung und Nahrung, besondere Freunde von frischem Brot. Sobald nun das frische Brot schon als Teig mit dem Segenszeichen des Kreuzes versehen, d. h. „gepipt" war, konnte es für sie nicht mehr in Betracht kommen, ebenso nicht, wenn Kümmel hineingebacken war. Denn Kümmel gilt seit ältester Zeit in Deutschland als sicheres Mittel gegen Zwerge, Geister und Behexung. Man hat viele Sagen, die von Geisterchen und freundlich schaffenden Heinzelmännchen berichten, welche durch Kümmel, den man, meist natürlich aus Versehen, der für sie bestimmten Nahrung beigab, für ewig vertrieben wurde.

Was nun den Rat „Erzähle keinen Traum" betrifft, so ist eigentlich hinzuzufügen, „erzähle keinen Traum, so lange Du nüchtern bist, sondern erst nach dem Frühstück." Das ist ein alter irischer Glaube, der nicht duldet, daß ein Traum „nüchtern" erzählt wird. Es gibt bekanntlich viele Menschen, die trotz aller modernen „Aufgeklärtheit", zu der sie sich selbst bekennen, doch an „Träume glauben" und sich eingehend allmorgendlich mit der Deutung des Traumes beschäftigen, um zu triumphieren, „wenn es eingetroffen" ist. Oder sollte die irische Warnung nur ein Vorwand sein, den Traum nicht zum Erzählen kommen zu lassen, indem er bis nach dem Frühstück einfach „vergessen" ist?

Die Waldgeister wohnen natürlich auch in hohlen Waldbäumen oder in Mooshütten, betten ihre Kleinen in moosgefüllte Wiegen von Baumrinde, verschenken oft grösmütig dürres Laub oder Moos, welches sich nicht selten zum Aerger der Beschenkten erst, wenn er es als wertlos fortgeworfen hat, in Geld verwandelt und spinnen sich zu ihren Gewändern das zarte Moos, welches wir oft von Baum zu Baum hängen sehen. Der Volksglaube meint, daß sie auch Leinen gebrauchen. Darum wird in vielen Gegenden ein Bund Flachs bei der Ernte für die Holzfräuleins auf dem Felde gelassen. Ebenso bleiben an manchen Orten auf jedem Obstbaum einige reife Früchte für die Waldgeister zurück. Wie die Urgöttin des deutschen Glaubens als fleißige Hausfrau und Spinnerin galt, so wurden auch die kleinen Holzweiber nicht faul gedacht. Im Gegenteil, sie treten oft als tatkräftige Hilfe der Menschen auf, z. B. beim Beschaffen der Ernte und — der alten Sage nach — soll es sogar solche gegeben haben, die in die Dienste der Menschen traten. In dieser Beziehung vermischen sie sich mit den bekannten Heinzelmännchen und Hauskobolden, die in der deutschen Sage eine große Rolle spielen. Diesen fleißig mitarbeitenden Holzgeistern ist man im Hause gebührende Rücksicht schuldig, denn so lange sie arbeiten, ist auch Glück und Segen im Hause. Man darf nie vergessen, ihnen das Essen hinzustellen oder auch nur die Ueberbleibsel, man darf nicht fluchen und schelten, dann verschwinden sie sofort. Da die Tätigkeit der Waldgeister im Hause sich nur für die Winterzeit versteht, so ist die Entstehung der Sage sehr durchsichtig. Wie die Korngeister lebendig gedacht wurden als segenspendende Dämonen der Vegetation, so auch die Waldgeister. Sie werden zu Genien des Wachstums und ziehen sich im Winter, sobald der Sturm das Laub von den Bäumen reißt, in die Häuser zurück, um als segnende Hausgeister weiter zu walten. Ein anderer, nicht minder verbreiteter Glaube ist der, daß die Holzweiber „arme" Seelen sind, die im Tode keine Ruhe finden. Eine große Feindschaft besteht zwischen den armen Holzweibern und der wilden Jagd, die mit Hundegekläff und Hörnerklang durch den Wald eilt und die stillen Mooslente aus ihrer Ruhe schreckt.

Nur dann haben die kleinen verfolgten Holzfräuleins Ruhe vor dem wilden Jäger, wenn sie sich auf einen Baumstamm retten können, in den der Holzhauer, ehe der Baum zur Erde stürzte oder ehe der Ton seines Falles erklang, mit der Axt drei Kreuze auf den Stumpf hieb. Noch heute wird in vielen Gegenden kein Baum gefällt, auf den die Holzhauer nicht das Kreuzzeichen machen und damit eine Freistatt für die armen gehetzten Waldgeisterchen schaffen. Auch hier ist die Erklärung sehr einfach und natürlich. Die wilde Jagd steht der Volksglaube in dem Sturm, der den Wald durchheult und der die Baumriesen wohl umbrechen, aber dem Baumstumpf nichts anhaben kann. In ihm lebt der Baumgeist weiter, der sterben muß, wenn der Baum samt der Wurzel ausgegraben worden ist. Dafür sind die Waldgeister in Sage und Legende den Holzarbeitern freundlich und dankbar gesinnt, sie leiten sie manchmal, wenn sie verirrt sind, glücklich heim, lassen sie seltene Gewächse finden oder beschenken sie sonst auf irgend eine Weise.

In diesen Waldelfen und Waldgeistern, die in zahlreichen Sagen nicht nur im deutschen Volke, sondern auch besonders in Rußland leben, sehen wir heutzutage nichts anderes mehr, als daß das Volk sich die großartige Vegetation des Waldes gern lebendig, mit geisterhaften Wesen bevölkert denkt und daß es entzückt und stets von neuem angezogen durch den Wald mit allen seinen reichen Schönheiten gern sich darin aufhält und im Raunen und Rauschen der Bäume, im Rieseln der Quelle, im Sonnenglanz, der auf Wipfeln und Moosgrund golden spielt, sich segnenden Gestalten und Gewalten nahe fühlt, die er gern mit in sein Heim nimmt — die aber, wenn er sie nicht mit Ruhe und Andacht behandelt, wieder entfliehen.

---

## Die Gans.

Humoreske von L. Bürkner.

(Nachdruck verboten.)

„Ich weiß nicht", sagte Herr Franz Martin Zirius, und schüttelte den Kopf, „woran das liegen mag. Andere Menschen erleben auf Reisen die wunderbarsten Abenteuer. Wenn sie in der dritten Klasse zwei Eisenbahnstationen weiter fahren, dann treffen sie zum mindesten eine politische Gräfin, — wenn es auch nur eine verkappte oder keine ganz echte ist — und wenn sie aus irgend einem Städtchen zurückkommen, dann schmunzeln sie behaglich und blinzeln mit den Augen und tun diskret in ganz seltsamer Weise. Ich treffe nie politische Gräfinnen und ich habe nie Ursache, zu blinzeln, zu schmunzeln und diskret zu tun in der Erinnerung an meine Reiseabenteuer. Passiert ist mir ja freilich auch schon einmal etwas."

„Na, sehen Sie", rief der Stammtisch erfreut und neugierig, „nun müssen Sie auch erzählen."

Herr Franz Martin Zirius nahm einen umständlichen Schluck, tat ein paar tiefe Züge aus der Zigarre und begann also:

„Es war im vorigen Jahre auf meiner Schweizer Reise, Sie wissen ja, ich bin zum ersten Male in der Schweiz gewesen. Es war großartig, trotz aller Widerwärtigkeiten, mit denen ich Sie verschonen will. An dem betreffenden Tage hatte ich gerade die finstere Aareschlucht bei Ragatz besucht. Da stand ich nun auf dem Bahnhof in Mei — Mei —, weiß der Kuckuck, wie die schweizerischen Orte heißen, und warte auf den Zug, der nicht kommt. Als ich zum zehnten Male auf die Uhr sehe, da kommt ein schmuckes Mädel auf den Perron, eine von den hübschen Schweizerinnen in ihrer netten Tracht mit weißen Aermeln, einem schwarzen Samtmieder mit einem eigenartigen Kopfputz. Die Maid hat eine Gans unterm Arm und fängt auf einmal an zu weinen und zu schluchzen, daß ihr die Tränen über die roten Backen laufen, und bittet mich kläglich, ihr die Gans abzukaufen. Das sei ihr einziges und letztes Besitztum, ihre Mutter liege krank, und wenn die Tochter kein Geld nach Hause bringe, müsse die Mutter verhungern. Ich flehe ganz verdutzt da und verstehe bei dem schweizerischen Dialekt nicht recht, was das Mädel von mir will, aber sie wird immer dringender, tritt ganz dicht an mich heran, legt ihr Händchen auf meinen Arm, drückt ihn ganz verzweifelt und sieht mich aus ihren schwarzen Beereaugen so beweglich an, daß ich kein Unmensch sein konnte, sondern in die Tasche lange und ihr drei Mark in die Hand drücke. Da kommt endlich der Zug, ich springe ins Coupé, und während er sich wieder in Bewegung setzt, sehe ich, wie sie auf die drei Mark starrt. Ich will mich gerade niederlassen, da rauscht etwas durch das Coupéfenster, fliegt etwas Großes, Weißes herein: die Gans klatscht neben mir auf das Coupéposter. Ich erschrak gewaltig, und der Herr, der mit mir im

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19071020061/fragment/page=0002